

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Mitteilungen aus Oldenburg**

**Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]**

No. 50, 12. December 1846

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4432**

# Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Z w ö l f t e r J a h r g a n g .

N<sup>o</sup> 50.

Sonntag, den 12. December.

1846.

## Aus Belgien

über Baden und Amsterdam nach Hamburg.

Reise-Blätter.

6.

Haag. — Scheveningen.

(Fortsetzung.)

Der Iswoschtschik ist nie in Czarskofelo gewesen; mein Lohndiener weiß auch nicht Bescheid. Wir fragen hier an einem Wachtposten — deren mehrere in den Hauptwegen umherstehen — dort an einem andern; die Bursche verstehen uns nicht. Der eine sagt: „na prawa!“ (rechts), der andre „na lewa!“ (links), der dritte „ne snaju!“ (ich weiß nicht) — die gewöhnlichste Antwort in Rußland auf jede Frage. Am Ende sind wir zu irgend einem Thor hinaus auf der Landstraße. Bitterkalt war es; alles starre in Eis und ellenhohem Schnee. — Und der Lohndiener rückte nun mit der Proposition hervor, die Sache aufzugeben, es schein ausgebracht, daß unser Herr Christus in Czarsko nicht residire, oder wenigstens heute nicht sichtbar sei. — Da kam er schön an. — „Werthgeschätzer Buttler! ich bin dreihundert Meilen her gereiset, bloß um diese Statue zu sehen, und sollte nun, weil wir seit einer halben Stunde vergebens jagen, unverrichteter Sache wieder abziehen? Nein Bester, so wird nicht gespielt. Wenn wir Deutschen uns etwas vorsetzen, bringen wir es auch durch!“ (Den Russen gegenüber muß man immer etwas renomiren; sie machen es uns ja nicht anders.) — „Und sollt' ich über Nacht hier bleiben — drei Tage hier bleiben — die Statue muß ich sehen!

Wer den Herrn Christus recht sucht, der findet ihn auch!“ — Damit wieder in den Park hinein. Eine lange Lannen-Allee hinauf, am chinesischen Dorf vorbei (eine Gruppe von Pavillons chinesischer Bauart, Absteigequartiere für die fremden Gesandten, wenn der Hof sich in Czarsko aufhält) kommen wir an jenen alten Thurm, der, in der Nähe gesehen, eine neu erbaute Ruine ist. Damit unser Erlöser sie mit Anstand bewohnen könne, hat man ihr mit Bogensfenstern, Kreuzlöchern und dergl., den Schein eines zerstörten Klosters angeschneidert; und wie in den letzten Leidenstunden er selbst von Römischen Kriegsteuten umgeben, nach seinem Tode der Gegenstand ihres Hohnes war; so ist hier seltsam genug, sein Bild unter Obhut und Commando eines russischen Kriegsknechts gestellt, der wahrscheinlich nicht viel denkt; sonst könnte er sich wunderliche Gedanken spinnen, was der steinerne Christus denn noch begangen, daß man auch ihn einsperre und bewache, und wie er, der tapfere Grenadier dazu komme, hier bei diesem Bild von Marmorstein den Hüter zu machen — ? — Sehr tapfer sah der graue Schnurrbart aus, der uns an der Pforte seiner Einsiedelei mit militairischen Honneurs empfing. Ein alter Unterofficier vom Preobraschensky-Regiment, sechs und einen halben Fuß hoch, die breite Brust mit Bänderchen, Kreuzchen, Medaillen bedeckt — in seinem „Sbrastwuite Sudar!“ (guten Tag, Herr) eine Löwenstimme. Er den Weg weisend voran, steigen wir die Treppe hinauf, werden oben in ein Zimmer eingelassen, geräumig, hoch gewölbt, von oben erleuchtet. „Wott!“ (hier!) sagt der Riese, indem er die Thüre öffnet. — Da steht der viel erfragte, endlich erjagte Christus vor mir. Während ich ihn mit Andacht betrachte, halten der Lohndiener und der Gardist einen lebhaften Dialog in der Sprache, wo jedes Wort sich wie zweimal gehusset und zweimal genieset ausnimmt. Das Zimmer hat einen



gewaltigen, ja furchtbaren Wiederhall. Wer darin gewesen ist, wird mir bezeugen: wenn der große Grenadier spricht, so klingt es wie ein beständig am Gewölbe grollender, an den Wänden niederrollender Donner. Dieses unaufhörliche Getöse machte mir die Situation peinlich, ja unleidlich. Gern hätt' ich den Schwächern Stillschweigen geboten. Aber durfte ich hier befehlen? Würde der lange Eisenfresser mir gehorcht haben? — Es lag etwas häßlich Rohes im Ton seiner Stimme — etwas exercirt Barbarisches in seinem ganzen Wesen. Und gewissermaßen unter seinem Commando stand doch der Gottmensch und das Kunstwerk. — Der Erlöser und der Bildhauer dauerten mich. Muß der Heiland sich auch nach dem Tode noch als Bild martern lassen. Und für wen hat Dannecker sein Werk vollendet? Für wen sind die Träume, Gedanken, Entwürfe seiner Nächte — für wen die Mühen, Zeichnungen, Studien, Modelle seiner Tage gewesen? — Daß eine Kaiserin ihm den Gott mit Ducaten abhandelt, und ihn in diese Wüste verweist — wo außer dem donnerstimmigen Grenadier ihn im ganzen Jahre vielleicht nicht zehn Menschen sehen! Denn wer fragt in Petersburg nach Kunstwerken? Und nach einem Christus? Ja, wenn es eine Excellenz wäre, die einen „Schin“ (Klang) oder Ordensbänder zu vergeben hätte! Oder allenfalls das Bild einer schönen, bei Hof beliebten Ballet-Tänzerin! — Ich verließ das hohe Gewölbe, und als ich draußen die schneebelasteten Tannen, und den weiten weißen ebenen Park sah, da fiel es mir erst recht schwer aufs Herz, wie entsetzlich einsam und aus der Welt verloren das edle Bild hier stehe — zu welchen langen leeren Tagen verdammt! zu welchen grauenvollen unendlichen Nächten! Denke Dir ihn einmal so vom September bis April — acht Monate lang, wo nicht ein Mensch hieher kommt, in dieser Halle eingesperrt! Zur einzigen Gesellschaft seinen Bären in Garde-Uniform. — — — Christus in der Eiswüste. — Ein Verwiesener nach Sibirien — — — Auf der Rückreise nach Deutschland hatte ich durch einen Petersburgerischen Auftrag Veranlassung, Rauch in seinem Atelier aufzusuchen. Die Nothwendigkeit war mir sehr erwünscht zur Rechtfertigung vor ihm und auch vor mir. Ich habe sonst eine unüberwindliche Scheu, die Löwen des Tages mit Besuchen zu überlaufen und ihnen Stunden zu stehlen, die sie wahrlich besser als im Geschwätz mit gleichgültigen Reisenden anwenden können. —

(Fortsetzung folgt.)

## Theater.

### Die rothe Schleife.

Lustspiel in 4 Akten von Deinhardstein.

Decbr. 10.

I. Vom Stück anzufangen, darf man wohl sagen, es ist ein Lustspiel, welches, ohne grade pikant und geistreich

zu sein, leidlich unterhält, manche gute Einfälle, einige hübsche Scenen hat und auch ein paar wohl gezeichnete Charactere auf die Bühne bringt. Diese sind der deutsche Professor König aus Berlin, der alberne Marquis de la Bare, und allenfalls die Marquise du Chatelet, Voltaire's Freundin. Voltaire selbst ist aber flach und schwach gehalten, und da wir uns vier Acte hindurch mit einem der geistvollsten, witzigsten, schärfsten Köpfe Frankreichs zu beschäftigen haben, kann es uns nur unangenehm berühren, daß diese Eigenschaften in der ihm zugetheilten Parthie so wenig hervortreten. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die über seine Kräfte geht. Wer den Voltaire des Urbilds würdig auf die Bühne bringen will, der müßte — wir dürfen nicht fordern, — sein Genie haben — das hiesse zuviel begehrt — aber zu demselben doch in einem solchen geistigen Verwandtschaftsverhältnisse stehen, daß er die blühenden Strahlen dieses Sterns erster Größe wenigstens in einem hellgeschliffenen Spiegel aufzufangen und funkelnd wieder zu geben befähigt wäre. Um einen Geist richtig zu schildern, muß man ihn begreifen. Hat der Verfasser bei dem Entwerfen seines Stückes wohl an die Göthesche meisterhafte unübertreffliche Characteristik Voltaire's in seinen Anmerkungen zu „Rameau's Neffe“ (Bd. 20. der Götheschen Werke) gedacht? — Ich zweifle. Da hätte er gesehen, welchen geistigen Riesen er zu überwinden hatte. Es ist unläugbar ein großer Fehler des Stückes, daß fast alle Figuren besser bedacht sind, als die, welche doch die Hauptfigur sein soll. — Vom Gang der Intrigue — eigentlich ist keine darin — läßt sich nicht viel sagen. Voltaire will in die académie française (die rothe Schleife ist das Zeichen der quarante, daher der Name des Stückes). Die Marquise, welche in seinem Geist verliebt ist, will ihm — seine Hoffnungen auf den academischen Fauteuil sind noch unsicher — dazu verhelfen. Ein Neffe des Marquis de la Bare, Anbeter der Marquise, sieht in ihm seinen Nebenbuhler bei der Dame, hegt den Dheim, welcher Voltaire verehrt und zur Marquise einführt, gegen ihn auf, damit der ihm seine Stimme nicht geben möge (hätten denn andere Leute als wirkliche Academiker Stimmen zu vergeben?). Ein Professor König wird aus Berlin an Voltaire geschickt, um ihn unter vortheilhaften Bedingungen dorthin einzuladen. Der Marquis glaubt, von seinem Nessen aufgestiftet, er selbst habe Ansprüche auf den Academieplatz zu machen. Voltaire will, wenn er die rothe Schleife nicht bekommt, Paris verlassen. Die Marquise wendet die ihr zu Gebote stehenden Mittel an, ihn durch die Verwirklichung seines Wunsches fest zu halten. Der Marquis hat eine Nichte, welche ihm so wohlgefällt, daß er sie gern zur Marquise hätte, sie aber hat ihre Neigung einem Präsidenten zugewendet, der sie auch liebt. Beide haben bis jetzt noch nicht den Muth gehabt, sich zu verständigen. Die Marquise will auch hier helfen. — Zuletzt spielt Voltaire den Gelegenheitsmacher und bringt sie zusammen. Dem Marquis wird seine Ernennung und die rothe Schleife aufgeheftet. Aus diesem schönen Traume



weckt ihn die Marquise mit der Nachricht, er sei büpirt und Voltaire sei erwählt. Nun bleibt Voltaire in Paris, und der Präsident legt zum Dank für jenen Liebesdienst nun auch die Hand der Marquise in die des neuen Academi-ers. Das alles hängt und läuft an ziemlich lockern Fäden. Diese Paar-Vereinigung (Voltaire's Verhältnis zu der berühmten Dame war übrigens nur ein wissenschaftliches — von Liebe oder Heirath zwischen ihnen nie die Rede) ist etwas bei den Haaren herbeigezogen und dadurch wird der Schluß matt. Der Präsident kommt erst im letzten Akte vor. Für ihn und seine Liebe zu Fräulein Grillon können wir uns nicht interessiren. Aber im Lustspiel muß ja geheirathet werden. Fräulein Grillon ist übrigens eigentlich nur im Stück, damit der Marquis durch ihre erdichtete Hellschere mystificirt und veranlaßt werde, sie zu magnetisiren, was denn allerdings eine komische Scene giebt. —

II. Den Schauspielern gebührt das Lob einer guten Darstellung. — Fräulein v. Zahlhas als Marquise, Hr. Berninger als Professor König, Hr. Jenke I. als Marquis verdienen vorzüglich diese Anerkennung. — Hr. Bluhm hatte die schwere Aufgabe, die Rolle des Voltaire aus ihrer Wichtigkeit herauszuheben. Er bestrebt sich redlich, dieses Ziel zu erreichen; wenn ihm das nicht ganz gelang, so muß zu seiner Entschuldigung gesagt werden, der Verfasser des Lustspiels ließ ihn durch die schwache Anlage des Characters zu sehr im Stich. Das Publicum verlangt von dem, welcher ihm als Hauptperson bezeichnet wird, eine vorzüglich glänzende Darstellung. Wenn ihm aber dazu im Stück gar keine, oder wenigstens keine genügende Gelegenheit gegeben ist, und die Nebenpersonen über ihn hinaus in helleres Licht, in vortheilhaftere Situationen gesetzt, wenn die Zuschauer darauf angewiesen sind, sich an Nummer Zwei und Drei zu halten — wie soll dann Nummer Eins ihren Platz behaupten? Voltaire hat keinen Spaß zu machen, er kann uns weder wie der Marquis durch Albernheit, noch wie der Professor durch die Pedanterie und den lebenswürdigen Humor des deutschen Gelehrten unterhalten — seine Aufgabe wäre: durch Ueberlegenheit des Geistes, durch Witz und satyrische Ausgelassenheit zu siegen; die Waffen zu solchem Sieg aber sind ihm durch die Rolle nicht in die Hand gelegt. Selbst in der Scene, wo er den Professor dahin bringt, mit ihm eine Stelle aus seinem Tancrad zu spielen, darf er nicht einmal so stark auftragen, als er vielleicht gern möchte; er muß berücksichtigen, daß Voltaire sein eigenes Kind producirt und deshalb mit Achtung behandelt wird. Hr. Bluhm verdient gelobt zu werden, daß er nicht durch charginirten Vortrag hier einen Applaus zu erlangen suchte, der ihm vielleicht auf solchem Wege (dem verkehrten) zu Theil geworden wäre. — Bei dieser Gelegenheit ist auch von Hrn. Jenke I. rühmend zu bemerken, daß er seinen albernern Marquis nicht übertrieb, wie es ihm sonst im Eifer für die gute Sache wohl mitunter passiert — auch namentlich nicht bei der erwähnten Magnetisirung, wo er sich maßig hielt

und dadurch ein vollkommenes Gelingen dieser lächerlichen Scene bewirkte. — Neben dieser Anerkennung des Geleisteten ist aber dem Hrn. Bluhm nicht zu verschweigen, daß ein gewisses Quetschen seiner Stimme unangenehm aufgefallen ist, besonders weil es ihn manchmal undeutlich machte. Auch Fräulein Höffert (mit ihrer niedlichen Figur, und wohlklingenden Stimme eine sehr angenehme Erscheinung!) muß sich bestreben, viel deutlicher zu reden und die Worte nicht so ineinander zu verschleifen. Manche Stellen wurden gar nicht verstanden. — Der Professor König dürfte, wenn nicht so höflich, doch so neugierig sein, in die Bücher, welche ihm die Marquise überreicht, sogleich wenigstens einen Blick hinein zu thun. — Er ist ja ein Gelehrter! — Es sind ja Bücher!! (NB. Der Diener muß das Geld, welches ihm der Nefse Henri giebt, nicht in die Brusttasche der Livree stecken. Zu jener Zeit gab es dergleichen bequeme Taschen noch nicht, am wenigsten an Livreen. — Und Geld steckt man überhaupt nicht in die Brusttasche, sondern in die Westentasche. Sollte die Weste zufällig auch gar keine Tasche haben, so steckt er es doch hinein. Wie macht er das? — Der Nefse braucht ihm gar kein Stück Geld, sondern nur die Fingerspitzen zu geben — er braucht nur zu thun, als stecke er ein. Wir glauben es ganz gewiß. Und in solchen Fällen ist es viel besser, keine Münze zu geben; sie klumpert leicht auf die Erde — dann muß man sich danach bücken, und wird ausgelacht. — Wenn das Geld hernach etwa vorgezählt werden muß, oder dergl., dann ist es freilich ein anderes.

Der lateinische Vers gegen den Schluß des Stückes wurde fehlerhaft gesprochen. Er heißt:

quandoquidem quoque dormitat bonus Homerus.

Das quidem war weggelassen. Muß nicht weg gelassen werden. — Professor König und Marquise du Chatelet werden einen classischen Vers nicht so verstümmeln! Und wo bleibt der Hexameter? —

Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die Herren oft mit Händegehen viel zu sehr bei der Hand waren — manchmal viel zu eilig die Hüte weglegten. Das nimmt sich schlecht aus; der Schauspieler muß es verstehen und muß sich gewöhnen, in solchen Stücken mit dem Hut in der Hand zu spielen. Nicht immer, das versteht sich; aber oft. Der Hut muß ihn nicht geniren. Den französischen Schauspieler genirt er nie. — Und! — sämtliche Herren, in Paris! — en habit habillé! — mit gepuderten Köpfen, mit Degen und seidenen Strümpfen! — und ohne Handschuhe! — Das ist ja schlimmer, als ein Officiercorps ohne Schnurbärte! —

Mit Ausnahme eines sogenannten Original-Lustspiels von H. Bärnstein, „Ein toller Tag“ betitelt, haben wir in den letzten 14 Tagen nur bekannte ältere Stücke gesehen, und können wir uns in unserm Bericht darüber um so kürzer fassen, als die vorgestellten Stücke von geringerer



Bedeutung und im Allgemeinen nur als „Mittelgut“ zu bezeichnen sind. — In dem französischen Drama „Ludwig XI. letzte Lebenstage“ gab Hr. Henckel den hinfälligen, dem Tode nahen, abergläubischen, bigotten König, den eine manchmal fast an das Komische streifende Liebe zum Leben, ein kräftiger Herrschergeist und ein in der Verfolgung seiner Zwecke eiserner Wille charakterisiren. Obgleich Hr. Henckel die in Vorstehendem ange deutete Aufgabe noch mit größerer künstlerischer Beherrschung seiner selbst, wie zu Ende der vorig-jährigen Theateraison, löste, so gelang es ihm diesmal doch noch weniger als das letzte Mal das Interesse des Zuschauers für diesen König zu erwecken; denn es fehlt diesem düstern Charaktergemälde — wie ein Mann vom Fach treffend bemerkte — durchaus an dem notwendigen Licht, und somit auch an der poetischen Berechtigung des Daseins. — Von den übrigen Personen müssen wir noch Hrn. Häser (Herzog von Nemours) und Mad. Moltke (Dauphin) mit Auszeichnung nennen. — Das ungezogene Benehmen des Arztes „Coitier“ gegen den König, hätte von Hrn. Schlöggel eher gemildert, als so stark hervorgehoben werden dürfen.

Den 29. Novbr. „Zu ebener Erde und im ersten Stock, oder: die Launen des Glücks.“ Bei dem Erscheinen dieses Stücks — vor 10 oder 12 Jahren, wenn wir nicht irren — brach Hr. Saphir in einen wahrgemeinten Jubel darüber aus, und behauptete, daß in dieser Posse Stoff zu drei oder vier guten Bühnenstücken vorhanden sei. Wenn wir in Hrn. Saphir's Jubel auch nicht mit einstimmen können und die erwähnte Behauptung etwas dunkel und unbestimmt finden, so müssen wir doch gestehen, daß dieses Product das beste der Nestroy'schen Muse ist, und daß demselben wenigstens ein gesunder, vernünftiger Sinn zum Grunde liegt, was bei einer Posse und besonders bei einer Nestroy'schen eine Seltenheit ist. Man läßt sich deshalb noch einmal so lieb den eingestreuten Unsinn, die Tollheiten und Schwänke gefallen, und bemerkt es kaum, wenn es hin und wieder auch ein Bißchen über die Schnur geht. Hr. Jenke I. als „Damian Stußel“ war gewissermaßen die Seele des Ganzen, und es war nicht möglich, sich des Lachens zu enthalten, wenn er auf der Bühne war. Er wurde gerufen.

Den 1. Decbr. „Ein Geheimniß.“ In diesem Schauspiel, welches manche gute dramatische Momente hat, zeichnete sich vor Allen Hr. Wenzel (Emanuel) auf das Vortheilhafteste aus. Eben so gelungen wie seine schwierigen Erzählungen, war der Ausdruck seiner ehrfurchtsvollen, schwärmerischen Hinnneigung zu der Frau „Darberts“, und wir freuen uns von Herzen, daß Hrn. Wenzel hier einmal wieder Gelegenheit gegeben worden, Proben seines schönen Talents abzulegen. Hr. Moltke (Darbert) war sehr brav; ebenfalls Mad. Moltke (Mathilde), welche auf dem ihr sonst fremden Gebiete der Sentimentalität fast wie zu Hause zu sein schien. Die Scene im letzten Akt, wo sie ihrem Manne gewissermaßen als Ankläger und Richter

gegenüber steht, wurde von beiden Seiten vortrefflich gespielt und war von großer dramatischer Wirkung. — Die Salonfiguren „Verneuil“ (Hr. Bluhm), „Adele“ (Frl. v. Zahlhas) und „Fremont“ (Hr. Palleske) wurden mit Anmuth, Leichtigkeit und Sicherheit dargestellt.

Den 3. Decbr. „Das goldene Kreuz.“ Lustspiel, und „Der letzte April.“ Posse. Das Lustspiel, welches im letzten Akt nur gar zu breit ausgesponnen ist, gewährte eine recht angenehme Unterhaltung. Hr. Palleske (Sergeant), dessen etwas harte Accentuation hier ganz am Platze war, erwarb sich durch sein gutes Spiel den wiederholten Beifall des Publicums. Auch Hr. Dietrich (Nicolas Bottin) und Dem. Frixe (Therese) erfreuten uns durch ein leichtes, gefälliges Spiel. — Dem. Senger und Hr. Gabilon aber ließen im Spiel und Vortrag sehr zu wünschen über. — Die Posse, welche hierauf folgte, ist zu schlecht, als daß sie weiterer Erwähnung verdiente.

Den 6. Decbr. Zum Benefiz des Hrn. Moltke: „Ein toller Tag.“ Original-Lustspiel in 5 Akten von Börnstein. — Börnstein, der große Fabrikarbeiter in Paris, hat aus den zahllosen Uebersetzungen, mit welchen er seit Jahren die deutsche Bühnenvelt versorgt, einen Mischmasch von Verwicklungen, Situationen und hundertmal dagewesenen Charakteren, als da sind: alte, komische, gutmüthig polternde Väter, verabschiedete biederbe und ehrenfeste Militairs, die immer mit „Rechts- und Linksum“, „Achtung“, „Abmarschirt“ und dergleichen Commandowörtern um sich werfen, taube Gärtner oder Bedienten, die natürlich immer nur die letzte Sylbe — mißverstehen, alte, närrische Schloßverwalter, wie in „Menschenhaß und Neue“ seligen Angedenkens und dergl. mehr — zusammen gestoppelt und als „Original-Lustspiel“ in die Welt geschickt. Wir wollen uns mit der Erzählung des armseligen Inhalts, der noch armseligere Intrigue, die der, gegen den sie eingeleitet wird, sogleich erfährt und der nun seinerseits gegenintriguit, so daß dem Zuschauer gar nichts zu errathen übrig bleibt, nicht aufhalten, sondern nur bemerken, daß die Aufführung eine sehr gelungene war und namentlich Hr. Werninger, Hr. Jenke I., Mad. Moltke, Hr. Häser und Hr. Dietrich sich darin auszeichneten. Am Schlusse wurden Alle gerufen.

Den 8. Decbr. „Die Einfalt vom Lande.“ Lustspiel. Dem. Frixe war wie auch im vorigen Jahre als „Sabine“ ganz ausgezeichnet, und hat für Rollen dieser Art unbestreitbar ein schätzenswerthes Talent. Hr. Bluhm als „Cäsar“ war ein unvergleichlicher Geck, sowie Mad. Höffert (Frau Elisabeth Bierl) eine ächt ablich bornirte Zierpuppe. Mit Hrn. Schlöggel (Doctor Murr) konnte man aber weniger zufrieden sein; er outrirte zu ungeheuerlich. Freilich war sein Spiel nicht ohne komische Wirkung, aber diese wäre wohlthuender gewesen, wenn Hr. Schlöggel weniger caricirt und in seinen Zornausbrüchen die Grenze des Schönen nicht so rücksichtslos überschritten hätte.

(Fierzu 1 Beilage.)



# Beilage

zu № 50. der Mittheilungen vom Sonnabend, den 12. December 1846.

## Musikalisches.

x—y contra H.

„Schieß auf das Reh; triff! schieß! —  
„Was war's? — ein Kalb, ha ha!“

Ich armes x—y bin schrecklich beobachtet! (s. Beob. № 98.) Trotz meiner, von Herrn H. so fein herausgefühlten, Bescheidenheit hinsichtlich des unscheinbaren Namens „mit dem der Hr. Verf. andeuten zu wollen scheint, „daß sein Raisonnement eben nicht wichtig zu nehmen sei, „und in der That hat es für die Musik ebenfowenig Bedeutung, als die gezeichneten Buchstaben für das deutsche „Alphabet haben.“ — trotz dieser meiner Harmlosigkeit so empfindlich gebissen zu werden! Aber Gottlob! es war keine Natter, nichts als ein lustiger, kleiner Blutigel, der sich freilich recht brav angelegt (ist das nicht der Kunstausdruck, Herr H.?) und tapfer gesogen, dafür aber auch die goldnen Regeln der Mäßigkeit so außer Acht gelassen, daß er zuletzt, „voll des süßen Weins“ benebelt die tollsten Bewegungen vollführt; possirlicher Anblick: ein hüpfender Blutigel! — Zuerst wolten dem Guten die „Triumvire“ nicht zu Kopf: wollte ich Ihnen aber, ehrlicher H., diesen „genialen Vergleich“ auseinandersetzen, und mich rechtfertigen, warum ich gerade diesen 3 von unsern 4 alten Kammermusikern, den Hauptpielern unrer Kapelle (wieder genial! gelt, Herr H.?) diesen würdevollen Titel gebe und sie damit in gewisser Beziehung mit den alten, längst verwesten Römern waffenklirrenden Angedenkens (Sie haben doch wohl einmal von ihnen gehört?) vergleiche, indem ich damit zugesteh, daß sie freilich nicht wie olim verstehen, Köpfe abzubauen und zurechtzusetzen, und zu bestimmen was die Köpfe denken sollen, wohl aber mit den kleinen Notenköpfen umzuspringen wissen, daß sie freilich nicht wie olim die Stimmen ihrer Zeit erkannten, wohl aber eine Stimmführung zu handhaben wissen, daß sie freilich nicht wie olim sich auf den Thronstufen, wohl aber auf den Tonstufen zu bewegen verstehen, (Himmel, wie genial! gelt, Herr H.?) — wollte ich Ihnen dies erklären, so müßte ich zugleich die Gründe angeben, warum ich den vierten der Alten ausschliesse, und das thäte ich nicht gern, wenngleich sie auf der Hand liegen möchten. Aber Herr H. versteht den ganzen Satz nicht! „Wer übrigens aus dem angeführten Satze einen vernünftigen Sinn herausfindet, soll — 'n Drden haben!“ Freigebige Haut, wenn nur Ihre Orden hübsch dauerhaft wären und nicht am andern Tage verschwänden, d. h. sich verflüchtig-

ten, wie eitel Seifenschaum! Sie verstehen also wirklich den Satz nicht? Eheu —! Ich könnte versucht werden zu rufen à la Lessing (s. Werke Bd. 4. p. 168) „He, zusammen, ihr Schulbuben, um ihn auszusuchen!“ Herr H. hat nie von Selbststeinwürfen gehört! — Weiter. Da kann er schon wieder den Vergleich: Ihr Instrument, Herr Carpe, in dem Saal eine Perle! nicht begreifen, sondern ruft in seiner rührenden Naivität aus: „Ein Waldhorn mit einer Perle zu vergleichen!! Kreuzbrave Seele, ich will Ihnen die Perle nicht erklären, damit man mich nicht vorwerfen könne, ich hätte mit jenem edlen Erzeugniß Gottes den garstigen Mißbrauch getrieben, wovon jener bekannte Bibelvers handelt, den ich Ihnen wohl nicht anzuführen brauche. Lassen Sie sich statt dessen ein kleines Gedicht von Göthe mittheilen (s. Werke, Bd. 1, p. 221)

„Die Dinte macht uns wohl gelehrt,

„Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört,

(Meiner Gähner) „Geschrieben Wort ist (lassen Sie ja auf!) Perle gleich;

„Ein Dintenfleck ein böser Streich.“ —

Jetzt wagt mein armes x—y, dieser „Candidat Jobs“ gar über die Beethoven'sche Sinfonia eroica zu schreiben und a priori von ihr zu behaupten, „daß in ihr der Contrebaß nur eine untergeordnete Rolle spiele.“ Diesen Comparativ kann unser grundgelehrter Musikus wieder nicht klein kriegen, denn er setzt ein Fragezeichen nach demselben. Geschwind, daß ich Sie nur nicht wieder ausziehen lasse, bekennen Sie, Guter, daß Sie gar nicht wissen, daß man einen Comparativ immer auf etwas Anderes beziehen muß, so hier auf die Rolle, welche der Contrebaß in der Sinfonie C-moll spielt: gelt? Oder wollen Sie mich auch belehren, daß dies Instrument in letztgenannter Sinfonie weniger beschäftigt sei? Dann für Ihre andere Unterweisung, daß der Contrebaß nie eine untergeordnete Rolle spielt, nicht einmal beim Better Michel (artige Melodie, nicht?) geschweige denn bei einer Beethoven'schen Sinfonie, meinen und des ganzen musikalischen Publicums herzlichsten Dank. — „Und so etwas lassen Sie drucken?!“ Ich frage: und so etwas lassen Sie drucken?! — Zuletzt noch wieder ein Stich, da ich gesagt hatte, das Ganze wäre so rund und glatt gegangen, wie eine zersprungene Perlschnur über einen Mahagonitisch: wenn Sie das tertium comparationis, will sagen, den Vergleichungspunct mit Ihren dickhäutigen Fühlhörnern nicht herausfühlen und mir rathen „doch mal den Versuch zu machen, da würd' ich ein schönes Durcheinander sehen,“ so kann ich Ihnen nicht helfen. Uebrigens bekenne ich offenherzig, daß ich in meiner „sogenannten“ Kritik viel mit Perlen um mich geworfen habe: — sollte ich das dunkle Vorgefühl gehabt haben, Sie

